

JÜDISCHE SCHULEN IN DEUTSCHLAND SEIT DER SHOA - VERLORENE MAßSTÄBE

I. „Sche´erit HaPlejta“

Die „deutsch-jüdische Symbiose“ war durch die nationalsozialistische Rassenpolitik endgültig zerstört. Die in Jahrhunderten gewachsenen jüdischen Erwartungen an Emanzipation durch Bildung waren gegenstandslos geworden, zumal in Deutschland, dem Träger der Vernichtung des europäischen Judentums.

Aber Menschen, die von der jüdischen Bildungstradition geprägt worden waren, lebten weiter, nicht nur in den Ländern der Flucht und Emigration, sondern auch in Nachkriegsdeutschland.

Im Sommer 1945 gab es deutsche Juden, die im Untergrund überlebt hatten, daneben eine wesentlich größere Anzahl der in „privilegierter Mischehe“ Lebenden und häufig familiär damit verbunden die als Rassen-Mischlinge Geschmähten. Dazu kamen Juden, die aus den Konzentrationslagern befreit worden waren .

Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft wurde offenbar, dass quer durch Europa ehemalige Zwangsarbeiter und Versprengte des Krieges überlebt hatten, nun gekennzeichnet als „Displaced Persons“. Darunter waren zahlreiche Juden aus Polen, die nach Kriegsende entdecken mussten, dass ihre Familien unter der deutschen Besatzung ermordet worden waren und ihr geistiges Erbe ausgelöscht war.

Diese in ihren Erfahrungen sehr unterschiedlichen Menschen bildeten zusammen die „Sche´erit HaPlejta“, den versprengten Rest des Judentums in Deutschland¹. Viele dieser Menschen fanden weder Weg noch Kraft, um eine neue Heimstatt in anderen Ländern aufzubauen. Hinzu kamen deutsch-jüdische Rückkehrer aus Ländern der Emigration, die in der ehemaligen Heimat nach Orientierung suchten.

Ihnen allen wurde zunehmend bewusst, dass **nach nationalsozialistischer Rassenpolitik und Völkermord an den Juden Europas die überlieferten Maßstäbe des Zusammenlebens in einer deutschen Gesellschaft jegliche Geltung verloren hatten.**

Zunächst im Interesse der dringend erforderlichen sozialen und wirtschaftlichen Versorgung organisierten sich jüdische Auflösungs- oder Übergangsgemeinden. Im „Wartesaal“ zwischen Ausreise oder Neubeginn entstanden Einrichtungen, die über den Anspruch einer bloßen Durchgangsstation hinausragende Aufgaben erfüllen mussten. Wie auch immer die Entscheidung über künftigen Aufenthalt oder Verbleib getroffen wird, es gab unter den Juden Kinder und Jugendliche. Damit stellte sich unmittelbar mit Ende der NS-Herrschaft das Problem der Entwicklung jüdischer Bildungsziele in Deutschland.

II. Kinder der Shoa

Nach der Dezimierung des „jüdischen Volkes“ war es zum dringenden Bedürfnis geworden, die Kinder jüdisch zu erziehen.

In dem von den Alliierten Besatzungsmächten geprägten Nachkriegsdeutschland boten sich vor allem mit Unterstützung amerikanischer und britischer jüdischer Hilfsorganisationen sowie der UNRRA Möglichkeiten, zu einer neuen Normalität des Zusammenlebens in Familien mit Kindern zurück zu finden.

Einrichtungen sozialer Betreuung und Erziehung jüdischer Kinder entstanden im Zusammenhang mit den jüdischen Übergangsgemeinden. In den großstädtischen Zentren wurden in Verantwortung der jüdischen Gemeinden sogar Kindergärten² aufgebaut. Die jüdischen Kinder besuchten den gemeindeeigenen Kindergarten nicht zuletzt weil ihre Eltern, Überlebende der Shoa, familiäre Kontakte zur deutschen Gesellschaft weitgehend ablehnten. **Der jüdische Kindergarten diente zunächst vor allem der Abschirmung gegenüber der deutschen Gesellschaft in einer geschützten Einrichtung.** Hier sollten die Kinder der Shoa Gelegenheit haben, sich in Ruhe selbst zu finden.

Die in den folgenden Jahren heranwachsenden Juden in Deutschland wussten zwar, dass sie der jüdischen Gemeinschaft angehören und kannten auch Riten und Bräuche. Es fehlte aber vor allem die Praxis des Lebens in einem 'jüdischen Haus'.

Als die erste Kindergartengeneration ausgerechnet in Deutschland ihre Kinder zu Juden erziehen wollte, wurde klar, dass dies nur geht, wenn es Einrichtungen gibt, die jüdisches Leben mit den Kindern übt. Viele Eltern stellten fest, dass auch sie selbst über die Kinder in die Tradition des Judentums finden können. An der Frage, wozu die Kinder erzogen werden sollen, entwickelte sich zugleich die Diskussion, ob und wie jüdisches Leben in Deutschland gestaltet wird.

III. Schulen für Juden in Deutschland

In fast allen jüdischen Gemeinden wurde organisiert, dass ergänzend zum Unterricht in den öffentlichen Schulen einmal wöchentlich jüdisches Lernen stattfindet. Dabei knüpfte man an die Tradition der Talmud-Tora-Schulen an, in denen neben den Gebeten vor allem Hebräisch- und Tora-Lesen geübt worden war.

Seit den fünfziger Jahren kamen jüdische Rückkehrer aus vielen Ländern, mit ihnen Kinder und Jugendliche, darunter in Israel geborene und dort herangewachsene "Sabres". Sie brachten aus ihren „Fluchtorten“ neue Bildungserfahrungen nach Deutschland.

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre waren die Kinder der Shoa noch oder wieder in Deutschland, sprachen deutsch als Muttersprache, hatten deutsche Schul- und Studienabschlüsse und standen im Berufsleben. Allmählich wuchs eine neue jüdische Population in Deutschland.

Ab den siebziger Jahren trafen zudem Juden aus der Sowjetunion ein, die aus dem real existierenden Sozialismus in die demokratische Gesellschaft der Bundesrepublik zuwanderten. Die jüdische Gemeinschaft erlebte eine tiefgreifende strukturelle Veränderung.

In dieser Situation wurde der Wunsch formuliert, in Deutschland jüdische Schulen zu gründen. Entscheidend dabei war der Wille zahlreicher Mitglieder der jüdischen

Gemeinde, den eigenen Kindern einen spezifisch jüdisch orientierten Bildungsweg zu ermöglichen. Die Chance dazu bestand allerdings nur in wenigen großen Städten, in denen bereits funktionierende jüdische Kindergärten wirkten.

Der Beschluss eine jüdische Schule zu errichten setzte das stillschweigende Bekenntnis voraus, dass trotz der Shoa eine jüdische Gemeinschaft erneut entstanden war, Jude-Sein in Deutschland Zukunft hat.

In der Öffentlichkeit waren die Juden als religiöse Minderheit anerkannt und wurden oft distanziert als jüdische „Mitbürger“ bezeichnet. **Die Divergenz zwischen der Zerstörung der deutsch-jüdischen Symbiose und den in der deutschen Gesellschaft gehegten Erwartungen einer Wiederbelebung der untergegangenen Tradition** bestand allerdings fort.

Es bedurfte Mut und Einsatz, das **Experiment** zu wagen, **jüdische Schulen in Deutschland neu zu gründen. Die Schulen sollten Brücke sein zur Gesellschaft, aber auch Verbindungen pflegen zu Juden in Israel und anderen Ländern.**

Die Ansätze dazu waren mühsam: zunächst wurden entsprechend dem Willen der Eltern potentielle jüdische Schüler geworben und Schulen gegründet, noch ehe eine Konzeption vorhanden war.

IV. Das Profil einer jüdischen Schule

Schulen wurden von den jüdischen Gemeinden jeweils als Privatschulen gegründet. **Sie orientierten sich an den geistigen Grundlagen der jüdischen Bildung seit Aufklärung und Emanzipation, mussten aber für die Situation in Deutschland nach der Shoa ein spezifisches Konzept neu entwickeln.**

Es entsprach dem Wunsch jüdischer Eltern, ihren Kindern ergänzend zur Erziehung in der Familie eine Entfaltung jüdischer Identität zu ermöglichen und zugleich ein dem öffentlichen Schulwesen gleichwertiges Lehrangebot zu sichern. Allgemeine Schulbildung und Erziehung zum Judentum sollten koordiniert werden.

Die neu einzuführenden Aspekte des Lehrstoffs mussten entwickelt, didaktisch erprobt und zu einem Lehrplan ausgearbeitet werden. Damit war das Profil dieses neuen Schultyps vorgezeichnet.³

Neben dem jüdischen Lehrangebot musste der deutsche Regelunterricht erfüllt werden, um die staatliche Anerkennung der Schule zu erreichen. Da nur wenige jüdische Gemeinden in Deutschland eigene Schulen besaßen, hätte eine Privatschule ohne staatliche Anerkennung den Schulwechsel der Kinder behindert und dadurch auch die Freizügigkeit der Eltern eingeschränkt.

Der Spielraum in der Gestaltung des jüdischen Rahmenplans ist zeitlich eng begrenzt. Man orientierte sich zunächst an Organisationsformen der christlichen Privatschulen in Deutschland und an Erfahrungen der jüdischen Schulen in USA und Kanada.

Hebräische Sprache, jüdische Religion und Geschichte des Judentums ergänzen das allgemeinbildende Unterrichtsangebot und sind prinzipiell gleichrangig. Die Einbeziehung jüdischer Kultur ist generelles Unterrichtsprinzip in allen Lernbereichen. Das schulische Leben im jüdischen Wochenrhythmus bildet den Bezugsrahmen für die didaktischen Entscheidungen.

Die aus Israel zugewanderten Kinder haben den Vorteil, dass einiges, was sie dort selbstverständlich erlebten, hier Gegenstand des Unterrichts ist. In Hebräisch, Tora

und Jüdischer Geschichte profilieren sie sich und können zudem Erfahrungen aus dem jüdischen Staat einbringen. Schabbat und jüdische Feiertage sind selbstverständliche Zäsuren des schulischen Alltags und werden von allen Kindern gemeinsam erlebt.

Der Zyklus der jüdischen Feiertage bietet Raum für die Erfüllung des erweiterten Lehrplans. Bezogen auf den schulischen Ausbildungsgang insgesamt ergibt sich ein an den jüdischen Feste orientiertes Spiralcurriculum.

Eine grundsätzliche Entscheidung war die von vorne herein erfolgte Einrichtung der jüdischen Schule als **Ganztagschule**.⁴ Damit konnte ein spezifisch jüdisches Interesse verwirklicht werden, da eine Ganztagschule Gelegenheit bietet, im sozialen Alltag z.B. Kaschrut-Regeln als tägliche Selbstverständlichkeit einzuhalten bzw. durch Variierung des Tagesablaufs die Kinder am Freitag auf den Schabbat einzustimmen. Die Schule wird zu einem jüdischen Mikrokosmos.

Hebräisch wandelt sich seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts im Lande Israel von einer Gebetssprache zur lebendigen Umgangssprache. Dies muss die jüdische Schule im Lehrplan aufgreifen. Von der ersten Klasse an wird daher Hebräisch in Schrift und Sprache gelernt und im schulischen Alltag praktiziert.

Für diese pädagogischen Aufgaben gab es allenfalls einige fragmentarische Ansätze aus dem Talmud-Tora-Unterricht. Deutschsprachige Modelle für Hebräisch als Umgangssprache fehlten. Es musste zunächst mit selbst erstellten Materialien gearbeitet werden. Diese Materialien sollen mit vergleichbaren Schulen ausgetauscht und übergreifend koordiniert werden.

Erfahrene Lehrer für diese komplexe Aufgabe gab es kaum. Angeboten hatten sich zunächst nahezu nur israelische Lehrer, die sich in die deutsche Schulsituation erst einarbeiten mussten. Trotz mehrfacher Ansätze gelang es nicht einen Lehrplan zu erstellen, der in den jüdischen Schulen im deutschen Sprachraum allgemeine Zustimmung fand.

Nach mehreren Jahren wurde das **Programm „TAL SELA · TaL AM“**⁵ angeboten, das seit 1980 vom Jewish Education Council of Montreal zunächst für Kanada entwickelt wurde. Es umfasst ebenso jüdische Tradition wie Wissen über Israel und Hebräisch in Gebet und Alltag. Allerdings entspricht dieses Lernprogramm nur bedingt den Verhältnissen in der deutschen Schule sowohl im quantitativen Ansatz als auch in den angebotenen Sachbezügen. Es bietet jedoch den Einstieg in einen strukturierten und vergleichbaren Unterricht in den jüdischen Fächern. Auch den Eltern der Schüler kann es eine Hilfe sein, denn durch das im Programm ergänzend vorgesehene häusliche Arbeiten gewinnen sie Überblick und zuweilen auch neue Erkenntnisse.

Damit lag ein Programm **als Ersatz für die in Deutschland verlorenen Maßstäbe** gefunden vor. Eine lineare Übernahme war nicht möglich, jedoch als Modell, das den deutschen Verhältnissen entsprechend angepasst werden kann, bleibt dieses Programm hilfreich.

Das Profil einer jüdischen Schule liegt im Additum, aber auch die Regelfächer müssen verantwortlich durchgeführt werden. Jüdische Lehrer für diese Fächer standen nicht zur Verfügung und die wenigen, die es in Deutschland gab, waren im öffentlichen Schuldienst engagiert und konnten meist nicht für die neuen Aufgaben an jüdischen Schulen beurlaubt werden. Vielleicht war es Glück, dass zum Zeitpunkt der Schulgründungen nur junge Lehrer sich beworben hatten, die fast alle nicht Juden waren. Die schließlich für die Ganztagschule angestellten Lehrer und

Erzieher konnten ihre fachdidaktischen Entscheidungen den Wünschen und Werten der jüdischen Gemeinschaft anpassen.

Aus dem Kindergarten heraus hatte sich der Bedarf nach einer Grundschule entwickelt. Direkt im Anschluss an die sechsjährige Berliner Grundschule wurde auf Drängen der Eltern im Jahre 1993 die **Jüdische Oberschule (JOS)**⁶ eröffnet. Sie begann als Gymnasium ab der siebten Jahrgangsstufe und fügte bald einen Realschulzweig hinzu. Mit der Einrichtung der fünften und sechsten Jahrgangsstufe entspricht sie auch dem Gymnasium in anderen Ländern der Bundesrepublik. Inzwischen hat die JOS stetig mehr als 450 Schüler.

Gemäß dem spezifischen Profil sind **Hebräisch, jüdische Religion und Geschichte des Judentums auch Pflichtfächer in der Sekundarstufe**. Neben Englisch und Französisch wird als zusätzliche Fremdsprache Russisch angeboten, um vor allem Schülern aus den GUS-Staaten den Weg zu einem Schulabschluss zu erleichtern.

Das Abitur kann abgelegt werden in Hebräisch als Fremdsprache und in Religionsphilosophie als „gesellschaftsrelevantem“ Fach. Die Jüdische Oberschule in Berlin ermöglicht somit eine in Deutschland einzigartige Hochschulqualifikation.

Es läßt sich erkennen, dass die Kombination von allgemeiner Schulbildung mit jüdischer Erziehung Nachfrage zu allen Schulabschlüssen aufweist. Die neuen Maßstäbe für das Prädikat „jüdische Schule in Deutschland“ zeichnen sich ab.

V. Auf dem Weg

Der Mikrokosmos jüdische Schule ist eine KHILA KTANA, eine Gemeinde im Kleinen, in deren Alltag jüdisch gelebt wird. Die Schule orientiert sich an den sich wandelnden Bedürfnisse der jeweiligen jüdischen Gemeinde. Umgekehrt muss die jüdische Gemeinde mehr sein als nur offizieller Träger der Schule.

Schule und Gemeinde sind vielfach miteinander vernetzt. Die Schule veranstaltet Tage der offenen Tür für Gemeindemitglieder und Öffentlichkeit. Der Chor der Schule übernimmt Aufgaben bei Festakten der Gemeinde. Die Schüler beginnen frühzeitig aktiv das Geschehen in der jüdischen Gemeinde mit zu gestalten.

Mitbestimmungsmöglichkeiten erhöhen das Interesse am Geschehen in Schule und jüdischer Gemeinde und ermuntern die nächste Generation zur Mitarbeit. Der Bildungsdezernent der Gemeinde, Schul- und Bildungsausschuss der Repräsentantenversammlung und Eltern-Vertreter in den Bildungseinrichtungen betreuen gemeinsam mit der öffentlichen Schulaufsicht die anerkannte private jüdische Schule.

Das Interesse der jüdischen Gemeinschaft aber auch der staatlichen Schulaufsicht muss es sein, die Schule nicht zu einer in sich gekehrten Konfessionsschule werden zu lassen oder gar zu einer gegenüber der Gesellschaft isolierten „Ghettoschule“.

Überregionale Koordination zwischen den deutschsprachigen jüdischen Schulen sowie Erfahrungsaustausch und Lehrerfortbildung wurden zu Aufgaben des Bildungsreferenten bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland.

Im Rückgriff auf die Bildungstradition der jüdischen „Freischule“ seit der Aufklärung bezieht die jüdische Schule bewusst Schüler mit ein, deren Eltern nicht jüdisch sind.

Nach der deutschen Einheit zeigte sich, das Angebot dieser Privatschule findet Anklang auch bei in der DDR aufgewachsenen nichtjüdischen Eltern.

Andere Bildungsprobleme stellten sich der jüdischen Schule angesichts der „Kontingentflüchtlinge“⁷ aus den GUS-Staaten. Diese Menschen durften nach Deutschland einwandern unter der Bedingung, dass sie Juden sind, mussten aber oft erst **lernen, was Jude-Sein in der demokratischen Gesellschaft Westeuropas** bedeutet. Dabei erwies es sich für die Integration als besonderes Glück, wenn an dem Ort, der ihnen als Wohnsitz zugewiesen wurde, eine jüdische Schule erreichbar war.

Mit der fast gleichzeitigen Zunahme orthodox-jüdischer Tendenzen wurde der Ruf nach mehr fundamentalem Judentum laut. In Berlin wurden neben der Grundschule der Jüdischen Gemeinde zusätzlich orthodoxe Grundschulen aufgebaut. Sie greifen historische Formen der Yeschiwa auf, führen aber auch den Regelunterricht durch, da sie ebenfalls auf staatliche Anerkennung Wert legen. Diese Grundschulen der Chabad-Bewegung bzw. der Lauder-Stiftung stehen mit der Jüdischen Gemeinde in Verbindung. In den orthodoxen Schulen ist der Anteil an jüdischen Unterrichtsinhalten umfassender. Die Schüler werden besonders beansprucht, da die jüdische Bildung gleichgewichtig mit der allgemeinen Bildung erarbeitet wird.

Seit 1945 wurde in Deutschland ein **stufenweiser Einstieg gefunden zu einem neuen jüdischen Bildungssystem**. Es beginnt mit der Krabbelkrippe, geht über Kindergarten und Vorschule zu Grund- und Oberschule. Mit dem Abitur öffnet sich auch die Möglichkeit zu neuen Berufsfeldern:

Die Lehrtätigkeit an Talmud-Tora-Schulen, den so genannten Sonntagsschulen, ist dort, wo keine jüdische Schule erreichbar ist, eine wichtige Aufgabe der jüdischen Gemeinde. Dieser außerschulische Unterricht kann von Absolventen jüdischer Schulen erteilt werden.

Die Berufsperspektive als jüdischer Religionslehrer umfasst neben der Tätigkeit an jüdischen Schulen auch die Aufgabe, das jüdische Lehramt im Ethik- oder Religionsunterricht an öffentlichen Schulen zu erfüllen. Grundsätzlich muss Wert darauf gelegt werden, dass Juden Judentum vorstellen. Die zur Zeit noch weit verbreitete Praxis, diese Aufgabe an öffentlichen Schulen christlichen Katecheten und Religionslehrern zu übertragen, kann nicht sachgerecht sein.

Im Rahmen einer wissenschaftlichen Ausbildung ist es möglich, sich auf eine berufliche Tätigkeit an jüdischen Schulen vorzubereiten. Durch spezifische Schwerpunktsetzung erwachsen weitere Felder in Lehrplanforschung und Lehrerfortbildung für das jüdische Bildungssystem.

Die in den letzten Jahrzehnten entwickelten Modelle einer Schule für Juden in Deutschland stehen vor großen Herausforderungen: Aus der politisch gewollten Verteilung der Zuwanderer auf die Bundesländer wurde ein breit gestreuter Aufbau jüdischer Gemeinden. **Es entsteht ein neues Judentum in Deutschland. Anstelle der durch die Shoa vernichteten deutsch-jüdischen Bildungssymbiose wird die Schaffung einer eigenständigen jüdischen Kultur in den neuen Gemeinden zur zentralen Aufgabe.** Mit den jüdischen Schulen werden Maßstäbe gesetzt für eine sich entwickelnde jüdische Gemeinschaft in Deutschland.

Nahariya / Berlin, September / Oktober 2009

-
- 1 Dieter Fitterling, „... in besonderen Lagern untergebracht“. Displaced Persons und jüdische Flüchtlinge in Berlin-Zehlendorf 1945-1946, in: Kulturamt Steglitz-Zehlendorf, 1946. Davor.Danach, Berlin 2008, S. 88 - 115.
 - 2 Esther Slevogt-Birnbach, 50 Jahre jüdischer Kindergarten, in: Förderverein der Freunde der jüdischen Kindertagesstätte Berlin e.V., Der jüdische Kindergarten in Berlin 1946 - 1996, Berlin 1996, S. 45 - 61.
 - 3 Jael Botsch-Fitterling, Jahresbericht des Vorstands der Jüdischen Gemeinde zu Berlin für das Jahr 5751 (1990 / 91), Abteilung Jugend und Erziehung, Berlin 1991, 22 S.
 - 4 Jael Botsch-Fitterling, Zur Konzeption der Jüdischen Grundschule Berlin, in: Senatsverwaltung für Bau und Wohnungswesen Berlin, Grundschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Internationaler Bauwettbewerb für den Neubau, (Städtebau und Architektur, Bericht 3 / 1991), S.14 - 19.
 - 5 Jewish Education Council of Montreal (Ed.), TAL SELA · TaL AM, Montreal (1980) 1998, 146 S.
 - 6 10 Jahre Jüdische Oberschule. 225 Jahre Jüdische Schule in Berlin. Festschrift. Berlin 2003, 149 S.
 - 7 Nadine Fügner, Jüdische Zuwanderung im Land Brandenburg, 2. aktualisierte Auflage. Potsdam 2007, 128 S.



Jael Botsch-Fitterling, 1941 in Jerusalem geboren als Tochter deutsch - jüdischer Einwanderer. Aufgewachsen in Israel. Abitur und Studium der Biologie, Chemie und Physik für das höhere Lehramt und im Nebenfach Judaistik in Frankfurt / Main und Berlin - West. Studiendirektorin an einer Berliner Gesamtschule. Seit 1986 ehrenamtlich in zahlreichen Gremien der Jüdischen Gemeinde zu Berlin u.a. Mitglied der epräsentantenversammlung und zeitweilig Dezernentin für Jugend und Erziehung. Seit 1991 Jüdische Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin. Derzeit außerdem Mitglied des

Schulausschusses der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und Vorsitzende der Synagogengemeinde Sukkat Schalom Berlin-Hüttenweg.